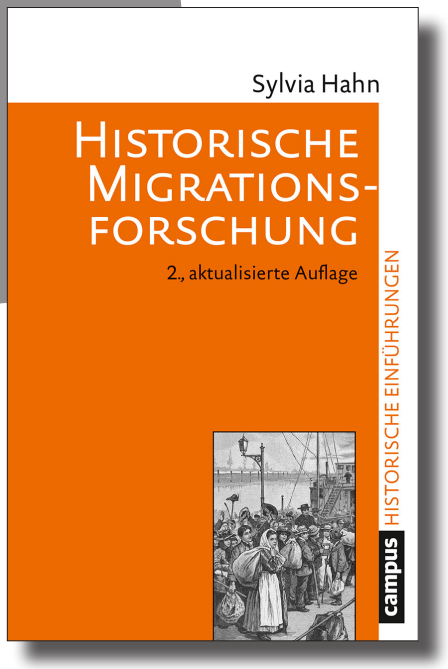
Quellen



Zum Inhalt:

Was bedeutet Migration? Welche Formen von Migration gibt es? Wie veränderten sich die Migrationswege der Menschheit über die Jahrhunderte hinwe? Welche globalen Verbindungen gab und gibt es zwischen den Migrationen in Europa und den anderen Kontinenten in Vergangenheit und Gegenwart? Neben Einblicken in Theorien, Methoden und Quellen der historischen Migrationsforschung gibt Sylvia Hahn in diesem Studienbuch auch einen Überblick über die Vielfalt der weltweiten Wanderungen von Frauen, Männern und Kindern. In den Blick genommen werden dabei die geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Arbeitsmigrationen ebenso wie die zahlreichen Formen der Zwangsmigrationen, die vom globalen Sklavenhandel über politische und ethnische Vertreibungen, Flucht, Asyl und Leben im Exil bis zum heutigen internationalen Menschenschmuggel bzw. human trafficking reichen.

Zur Autorin:

Sylvia Hahn ist Historikerin am Fachbereich Geschichte der Universität Salzburg.

Quellen zu:

Sylvia Hahn
Historische Migrationsforschung
Historische Einführungen
Band 11
Herausgegeben von Frank Bösch, Angelika Epple, Barbara Potthast, Susanne Rau, Hedwig Röckelein, Gerd Schwerhoff und Beate Wagner-Hasel

2., aktualisierte Auflage 2023
271 Seiten, Euro 22,00 (D)
ISBN 9-783-593-51187-0

campus

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

Inhalt

1. Becher, Johann Joachim: Kameralistische Position zur regionalen Mobilität im 16. Jahrhundert

2. Brucker, Gene: Legalisierung des Sklavenhandels in Florenz 1364

3. Hajdecki, Alexander: Konkurrenz am Arbeitsmarkt durch Zuwanderung von Handwerkern aus Italien (1627)

4. Berchtold, Hannelore: Arbeitsmigration im 17. Jahrhundert

5. Linsbauer, Manfred: Deutsche Studenten in Padua 1576

6. Matschinegg, Ingrid: Migration von Studenten im 16. Jahrhundert

7. Strauss, Raphael: Austreibung der Juden aus Regensburg 1519

8. Steiner, Stephan: Transmigration von Kärntner Protestanten nach Siebenbürgen

9. Metternich-Winneburg, Richard: Flucht und Exil der Familie Metternich (1848)

10. Da Ponte, Carlo: Ausweisung von Carlo Da Ponte aus Wien (1791/92)

11. Enzensberger, Ulrich: Leben im Exil – Georg Forster in Paris (1793)

12. Wagner Maria: Brief aus dem Jahr 1850 des politischen US-Emigranten Fritz Anneke aus Milwaukee an seine Mutter Giesler

13. Goldman, Emma: Deportation von Emma Goldmann aus den USA (1919)

14. Marforio: »In-Dienst-Gehen« – Kommentar eines Zeitgenossen (1717)

15. Smith, Abbot Emerson: Zwangsverschleppung von Kindern aus Irland als Arbeitssklaven nach Amerika (1661)

16. Rohrer, Jospeh: Arbeitsmigration von Kindern im 18. Jahrhundert

17. Zentralstelle für Kinderschutz und Jugendfürsorge in Wien: Arbeitsmigration von Kindern im 19. Jahrhundert

18. Hagenhofer, Johann/Dressel, Gert: Arbeitsmigration in Zeiten von politischen Umbrüchen (1918)

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

19. Anneke, Mathilde Franziska: Briefe aus Milwaukee 1850 und 1860

20. Scheu, Andreas: Migration der Männer und Erwerbstätigkeit der Frauen *(female breadwinner)* im 19. Jahrhundert

21. Häusler, Wolfgang: Bericht von Ernst Violand über die Binnenmigration in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Habsburgermonarchie

22. Drescher, Bettina/Stocker, Karl/Vreča, Beatrix: Grenzziehung nach politischen Umbrüchen in multiethnischen Gebiete (1919)

23. Weiß, Florian: Plakat »Don't fraternize« – Fraternisierungsverbot 1945

24. Möslinger, Judith: Heiratsmigration von Österreich nach Großbritannien (1947)

25. Schmidlechner, Karin M./Miller, James W.: Heiratsmigration von Großbritannien in die USA (1951)

26. Puhl, Jan: Polen in Großbritannien im Jahr 2011

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

1. Kameralistische Position zur regionalen Mobilität im 16. Jahrhundert

Im 16. Jahrhundert setzten sich die politischen Berater von Herrscherhäusern in Europa bereits mit den positiven und negativen Konsequenzen von Zuwanderung für den Staat auseinander. Der Kameralist, Arzt und Chemiker Johann Joachim Becher (1635–1682), der selbst in mehreren europäischen Ländern lebte und arbeitete, vertrat prinzipiell eine positive Haltung gegenüber der regionalen Mobilität bzw. Zuwanderung. Eine große Bevölkerungsanzahl wurde als Machtfaktor und als Schritt hin zu wirtschaftlichem Reichtum angesehen. Trotz dieser positiven Stellung zur regionalen Mobilität warnte J.J. Becher gleichzeitig vor zu »viel Religion, differente[n] Nationen, und Sprachen« und plädierte für eine homogene Bevölkerungsstruktur.

(aus: Becher, Johann Joachim (1721), *Politischer Discurs*, 4. Auflage, Frankfurt/Leipzig, 22 und 39)

»Die Civil-Societät wird definiert, ass sie sey eine Volckreiche Nahrhaffte Gemeinde. […] Die Nahrung, sag ich, ist eine Angel oder Hamen, wodurch man die Leute herzu locket, wann sie wissen, wo sie zun leben haben, da lauffen sie hin, u. ie mehr hinlauffen, ie mehr können auch von einander leben; und das ist die andere fundamental Staats-Regul, nemlich um ein Land populös zu machen, demselben gute Verdienste und Nahrung zu schaffen.

[…]

Nechst guter Verwahrung eines Landes ist die beste Sicherheit, ass ein Herr in seinem Lande gute Einigkeit in Religion, in der Nation, Sprach und Gemüthern halte, viel Religion, differente Nationen, und Sprachen, mehr ein Babylon, als eine ordentl. Gemeinde machen, angesehen bey solchen Leuten weder Liebe, Einigkeit, noch Vertraulichkeit seyn, sondern von ihnen gesagt kann werden, was jener spricht: Pensate fratelli quae mixtura hominum.«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

2. Legalisierung des Sklavenhandels in Florenz 1364

Im Jahr 1364 wurde in Florenz der Sklavenhandel mit Menschen nicht-christlichen Glaubens legalisiert (a); diese wurden vorrangig im slawischen Raum rekrutiert. In der Folge bildete sich ein reger Menschenhandel heraus, bei dem vor allem Mädchen und junge Frauen vom Balkan und der Adriaküste über Venedig nach Florenz (b) gebracht wurden, wo sie als Prostituierte oder als Haussklavinnen in den Haushalten der reichen Bürger tätig waren. Die Frauen und jungen Mädchen wurden meist mit falschen Versprechungen von Agenten und Schleppern nach Florenz gelockt (c). Wenn es sich dabei um christliche Frauen handelte und dies entdeckt wurde, mussten die Agenten mit harten Strafen – bis hin zur Verhängung der Todesstrafe – rechnen.

(aus: Brucker, Gene (1998), *The Society of Renaissance Florence. A Documentary Study*, Toronto/Buffalo/London, 222)

(a)

»[…] The lord priors […] have decreed […] that henceforth, anyone from whatever place and of whatever condition may freely bring into the city, *contado*, and district of Florence those slaves who are not of the Christian faith […] and they may possess, hold, and sell them to whoever they wish. And whoever purchases them may receive, possess, use, and exploit them as his slaves, and do his will with them. […]«

(b)

[…] If you haven't written to Spalato [in Dalmatia] to Bartolomeo or the others to send you the two slave girls about whom I wrote you in other letters, I beg you to write him […] so that he will send you the slaves and the documents of purchase. You can transport them from Venice and send them to me. […] These slave girls should be between twelve and fifteen years old, and if there aren't any available at that age, but a little older or younger, don't neglect to send them. I would prefer to have them younger than twelve instead of older than fifteen, as long as they are not under ten. I don't care if they are pretty or ugly, as long as they are healthy and able to do hard work. […]«

(c)

[…] We condemn […] Romeo di Lapo of Florence, a vagabond with no fixed residence […] a man of base condition, life, and reputation, a thief and a vendor of women and Christians. […] Remeo went to the suburb of Narente in the city of Ragusa [in Dalmatia] and there […] with bland and deceptive words he cajoled Ciaola of Albania and Mazia Scosse of Bosnia and her daughter Caterina, all baptized Christians and free, saying to them: »Come with me to Italy and there I will find good husbands for you, and you will remain free.« Knowing that they were free and Christian woman, Romeo with his associates took Ciaola, Mazia, and Caterina to the city of Lesina in Dalmatia and there he pursued his evil intention of depriving them of their liberty. When the women were absent, he had a document drawn up by a notary who (so he said) was named Ser Domenico di Cobutio of Viterbo, which stated that Romeo had bought these

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

women, who were heretics and unbaptized, for the price of 57 gold florins. […] Then he took Ciaola, Mazia, and Caterina to Florence and sold the woman called Ciaola to Ser Stefano di Rainieri del Forese, of the parish of S. Trinita of Florence, for 49 florins, asserting that she was a heretic and unbaptized. [Romeo escaped the authorities; he was sentenced to death *in absentia* and the three women were freed.]«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

3. Konkurrenz am Arbeitsmarkt durch Zuwanderung von Handwerkern aus Italien (1627)

Auszug aus dem Gutachten der »Wiener Haubthütte« betreffend die von den italienischen Bauhandwerkern eingereichte Handwerksordnung:

(aus: Hajdecki, Alexander (1906), »Die Dynasten-Familien der italienischen Bau- und Maurermeister der Barocke in Wien«, in: *Berichte und Mitteilungen des Altertums-Vereines zu Wien*, Heft XXXIX, 6)

»Berichten Euer Gnaden wir in Wahrheit kürzlich daß: ob zu Grätz und in Steyermark Sy ein obständliche Handwerksordnung aufgericht, es derselben Orten eine andere Beschaffenheit, auch wälsche und der Sprach-Landt khundige Leuthn sein, und hätten sy Maurer und Steinmetzen ehender ein Ordnung aufrichten, und nit so lang in der Störrerei und Unordnung verbleiben sollen […]

Anderten, daß die Teutschen Steinmetzen und Maurer die ansehnliche Gebäu bei Stätten, thumb und Chorstüfften erbauet, und erhöbt, auch ohne der Zuthuung der wälschen noch thun mögen.

Dritten haben Euer Gnaden selbst gut wissen, daß noch vor wenig Jahren die Ausländer besonders die wälschen und dergleichen Nationen nicht zu Bürgern eingelossen und aufgenommen worden.

Vierten. Daß die Welschen mehrmalen sich umb ansehnliche Gebeu angenommen, und wenn es ihnen mißlungen, haimblich aus dem Landt gemacht…

Fünften. Daß die Welschen zusamben halten, alle Arbeith an sich ziehen und denen Teutschen das liebe Brod vor dem Maul abschneiden würden und dahero die Bürger Teutscher Maurer, die bürgerlichen Gaben und Anlagen nit mehr raichen khundten.

Sechsten. Würden in kurzer Zeit die Teutschen sich gar aus Teutschland verlieren und anstatt Irer, lauter welsche und Ausländer sich befinden, oder ja die Teutschen sich nach ihnen reguliren müssen. […]«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

4. Arbeitsmigration im 17. Jahrhundert

Über die Arbeitsmigration der Vorarlberger Bevölkerung berichtete der Obersthauptmann Kreis der Regierung im Jahr 1676 Folgendes:

(aus: Berchtold, Hannelore (2003), *Die Arbeitsmigration von Vorarlberg nach Frankreich im 19. Jahrhundert*, Feldkirch, 38)

»[…] zue deme mueß sich disses rauhe bergige landt mit handtarbeiten, alß von villen maurern, zimerleuthen und stainmetzen, außerhalb des vatters thür, als gegen Elsaß, Pfaltz, Lothringen, Burgundt, Schwaben, Franckhen und Saxenlandt hin ernehren und erhalten, gestalten daß alle jahr, so ich allergnawist bisßher beobachtet, über die 7 biß 9000 alte und junge leuth, kinder, bueben und megdlein, welche letztere mit spinnen und viechhüetten sich ernähren müessen, außer dem landt begeben […].«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

5. Deutsche Studenten in Padua 1576

Die Studenten der »deutschen Nation« machten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts rund die Hälfte der Studierenden der Universität in Padua aus. Gegenreformatorische Bestrebungen wurden in den Städten unter der venezianischen Herrschaft unterbunden, um eine Abwanderung der protestantischen Studenten zu verhindern. Trotz allem kam es immer wieder zu Konflikten zwischen der (katholischen) Stadtbevölkerung und den protestantischen Studenten aus dem Norden, wie aus der Autobiographie von Lukas Geizkofler, der im »Pestjahr« 1576 in Padua studierte, hevorgeht.

(aus: Linsbauer, Manfred (1978) (Hg.), *Lukas Geizkofler und seine Selbstbiographie. Phil. Diss.*, Wien, S. 337, zit. n.: Matschinegg, Ingrid (1990), »Studium und Alltag in der Fremde. Das Reiserechnungsbuch innerösterreichischer Studenten in Padua (1549–1550)«, in: Ingrid Matschinegg/Brigitte Rath/Barbara Schuh (Hg.), *Von Menschen und ihren Zeichen*, Bielefeld 1990, 120–121)

»[…] aber Er [Geizkofler] wüsste sich wol zuerinnern, daß in einer zimblich weiten Gassen zu Padoua unter dem gewelb nit gar weit von deß Capitans Pallast ein tafel mit dem Mariaebild an einem hauß angehefft war, vor welchem erstlich etliche alte weiber nid[er]knieten, mit brennenden wäxinen liechtern darvor betteten, darnach kamen teglich mehr leüt hinzue, als Sÿ höreten, daß die Jenige, welche dasselb bild verehreten, von der Pestilentz nit angegriffen worden. solches bild wolt auch Lucas Geizkofler und etliche andere Teütsche scholares sehen, Sÿ köndten aber vor der meng der Nied(er) knienden leüth nit hinzuekomen, und köndten schwerlich durch die gassen geen und demnach Sÿ mit bedecktem Haubt fürgingen, senid sÿ für verdächtig und kezerisch gehalten worden, und war der gmain Pöfel in dem wohn, daß dieweil sonderlich Anno 1576 und 1577 vil Teütsche scholaren zu Padoua woneten, so auß den Lutherischen orten kamen, und nach der Meß nit fragten: so habe Gott disse straff der Pestilenz under solche Statt und Vniversitet verhengt, und war zubesorgen, es würde ein wild aufruehr wid(er) die Theütsche(n) studenten erweckt werden, derohalben Lucaß Geizkofler mit etlichen seinen gesellen sich desto eher von Padoua gen Este begab.«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

6. Migration von Studenten im 16. Jahrhundert

Die Grabinschrift des oberösterreichischen Adligen Andre Grünthaler, verstorben im Jahr 1597 mit 28 Jahren, gibt Auskunft über seine Bildungsmigration:

(aus: Matschinegg, Ingrid, Das Studium in Italien und die Kavalierstour oberösterreichischer Adeliger. Adelige als Reisende im 16. Jahrhundert, in: Vocelka, Karl/Leeb, Rudolf/Scheichl, Andrea (Hg.), Renaissance und Reformation. OÖ. Landesausstellung 2010, Linz 2010, 161–170)

»[…] hat nach langer erzellung und berreuhung seiner sindt in sonderhait das er mehrer dem stvdio iuris und andern zeitlichen gleichwoll lob und rhuemblichen exercitiis in Teutsch welsch engeland spanien cicilia niderlandt auch ander königreichen und lannden als dem stvdio theologiae oblegen.«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

7. Austreibung der Juden aus Regensburg 1519

In Regensburg kam es 1519 unmittelbar nach dem Tod von Kaiser Maximilian, der die Juden unter seinen Schutz genommen hatte, zur gewalttätigen Vertreibung der jüdischen Bevölkerung aus der Stadt (a), bei der auch zwei schwangere Frauen zu Tode kamen, wie dem »Bericht der Anwälte der armen Juedischait« zu entnehmen ist (b). Auch wurden die Synagoge, die Schule und die Häuser der jüdischen Bevölkerung zerstört; der Friedhof wurde aufgelassen und in eine Weide für Schweine umgewandelt. Um eine Rückkehr und Wiederansiedelung zu verhindern, errichtete man, wie in vielen anderen Städten, an der Stelle der Synagoge eine Marienkapelle (c).

(aus: Strauss, Raphael, *Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte der Juden in Regensburg 1453–1738. Quellen und Erörterungen zur Bayerischen Geschichte F.N.* 18, Nr. 1049, 1960; zit. n.: Schuh, Barbara (1990), »Die Gewalten des Wunders. Zeichen der Machtausübung im Bereich einer spätmittelalterlichen Wallfahrt«, in: Ingrid Matschinegg/Birgitte Rath/Barbara Schuh (1990) (Hg.), *Von Menschen und ihren Zeichen. Sozialhistorische Untersuchungen zum Spätmittelalter und zur Neuzeit*, Bielefeld, 86–87; *Die Chroniken der baierischen Städte. Regensburg, Landshut, Mühldorf, München. Teil 1: Leohart Widmann's Chronik von Regensburg 1511–1543, 1552–1555,* Göttingen 1967, 31–32, zit. n.: ebda. 88–89).

(a)

Bericht der »Anwälte der armen Juedischait« zu Regensburg

»*[…] dergestalt, das sy […] bis an den fr. darnach sollen die J'gassen und nemlich in zwayen stuenden […]ir J'schuel raeumen, aus der Stat R., und damit aus irer heuslichen wonungen, welhe sy und ire altfordern ueber die 1500 jar herbracht habend, ziehen, dann ueber die zeit wuerden die J. […] kain sichrung und frid haben moegen und darzue der J'gassen thor und porten mit merklicher anzal geharnaschter leut […] besetzt, also […] das nyemants hat zu dem J. […] zuelaß khumen, darumb dann die J. ire hab […] halben gefangen gewest, die nit habend nach irer notturft und nuetz verkaufen […] moegen.*«

(b)

»*[…] habend sy […] die armen J. und Juedinnen, etlich krankh, lam, khindtpetterin […], da es ueber die mass vast gewaet und geschneydt hat, on menschliche […] erbarmdt verachtlich […] vertriben, etlich auf das wasser, etlich auf landt, deshalben etlich, also zwo kindtlpetterin darundter, sind […] gestorben.*«

(c) Berichte aus der Stadtchronik:

»*Dyweill dy sinagog ist zerbrochen, was das fornemen, ein kirchen daran pauen, darumb ein solchs arwaiten was von geistlichen und weltlichen, das ungleublich ist, ye ein tag 3 oder 4 tausent menschen, so scharwerchten, 4 oder 5 hundert wegen, so kott ausfüreten, es was schier yederman toll, man spricht aber: »omne rarum carum vilescit quotidianum«. Was da dy meinung, wer da nit arweittet und das sein dazue gab, der galt nichz, wie dan dy welt gern alle tag was neus hört.*

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

[…] hat der hochwürdig, durchleuchtig, hochgeporn fürst und herr etc. her Johans, administrator hie zu Regenspurg, phalgraff bey rhein, hirtzog in Bairn etc., in aigner person mit seinen henden gearweit, all sein hoffgesind, dy ganz geistlichait, meertails aigner person, oder es het einer ein taglöner an seiner stat, dem er selbs must lonen, den es ward also mandirt, etc. Item ein itlichs handtwerck dergleichen. Item merklich groß volck von dem außlendigen volck, ein dorff nach dem andern, 4, 5, 6 ja 10 meill kamen sy zur scharwerck mit roß und gschir, alles in grosser anzal, wunderperlich zu sehen.«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

8. Transmigration von Kärntner Protestanten nach Siebenbürgen

Eine der letzten in der Habsburgermonarchie durchgeführten Zwangsumsiedelungen von Protestanten innerhalb des Reiches war jene der Glaubensangehörigen aus Paternion in Kärnten, die zwischen 1734 und 1736 nach Siebenbürgen transmigrieren mussten. In einem ersten Schritt wurden die Männer in die neue Umgebung verfrachtet. Über den Ablauf und die Transmigration selbst erfahren wir Details aus überlieferten Briefen, die von den Männern während der Fahrt und nach der Ankunft in Siebenbürgen an die noch in Kärnten verweilenden Frauen und Kinder geschrieben wurden (a). Die Transmigration war für die Betroffenen überaus strapaziös und gesundheitsgefährdend, die Todesrate unter den Exilanten war auch nach der Ankunft im Zielgebiet aufgrund unzureichender Infrastruktur und Nahrungsmittelversorgung überaus hoch. Über das »elend dieser emigranten« im Zielgebiet berichtete ein Gesandter an den Hof nach Wien (b).

(aus: Steiner, Stephan (2007), *Reisen ohne Wiederkehr. Die Deportation von Protestanten aus Kärnten 1734–1736*, Wien-Köln-Weimar, 230–231(a) und 300(b))

(a)

Brief aus dem Jahr 1734 von Peter Liesinger (ung. 34 Jahre alt) an seine Familie in Kärnten:

»Gott allein die ehr, muetter und schwester!

Einen freündtlichen grueß meinem lieben weib und künder und nachbarschafft, freündtschafft und gevatterschafft. Ich habe nicht können unterlassen, euch ein parr zeillen zurukhzuschreiben, wie es umb mich stehet, dan wür sein frisch und gesundt, gott sey lob. Auf unserer rais gehet guet, wür haben guette haubtleith, der haubtmann hat gesagt, wür wurden ins Sübenbürgen hirein kommen, gahr in ein guettes landt, wo alles teutsche evangelische christen seindt. Er hat auch gesagt, döß weiber werdet auch balt hernachkommen. So bitt ich dich mein liebes weib, du wollest fleißßig auf die künder achthaben und füehr sie mit dir alle. Thue meiner muetter auch posst schikhen, dass sie auch mitthuet. Der haubtmann hat gesagt, sie wurden unß alles auszallen, so nimb das gelt mit und mein böstes gewandt und waß du für dich nottwendig brauchest. Weitter weis ich nicht vill zu schreiben. Wür werden schon schreiben, wan wür werden hinabkomen. Gehabt eüch woll, gott sey mit eüch.«

Brief aus dem Jahr 1734 des Jakob Rohrer (etwa 65 Jahre alt) an seine Familie in Kärnten:

»Einen freintlichen grues meinem lieben weib und kindern. Ich hoffe, döß werdet wohl alle nachkommen, auch griesset die nachbahrschafft und freündt- und gefatterschafft. Mein liebes weib und kinder, wann döß auf die raiß kommet, so wollet döß mein böstet gewandt mit eüch nehmen und für eüch, was dös am nothwendigsten brauchen thuet. Das andere lasset alles fleissig schäzen, was des geldes werth ist, sie müessen uns alles bezallen. Nehmet zu eüch dem kauffbrieff, den hat die herrschafft nicht aufzuhalten, die büechlein schauet, dass döß bekhomet von pflöger und gebet sie der Stindelein oder der Magelein, wan sie zurukhbliben. Der pauer zu Afferstorff ist mir 12 fl 30 kreuzer verschuldig, davon solt

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

er dem Wünkhler achzehen grosching guett machen, die 12 grosching bringet ein. Weitter weis ich nicht vill zu schreiben. Bleibet beständig an gott und gott sey mit eüch.«

(b)

Brief aus dem Jahr 1735 des Magistrats von Hermannstadt an den Wiener Deputierten Kinder von Friedberg:

»Es veranlasset uns das christliche mitleyden gegen den nothleidenden nächsten, e.w.e.g. dienstfreundlichsten zu berichten, wasmassen die arme emigranten zwar überhaupt, inssonderheit aber die elende Cärnther sehr stark mit denen allhier grassierenden fiebern befallen werden und größtentheils wegen sehnsucht nach ihren hinterbliebenen kindern und mangel der nahrung dahinsterben. Das erstere betreffende kann man sothane arme leuth mit nichts andes als mit der lieben gedult trösten. das andere aber belangend, secundieret man dieselbe, soviel immer möglich ist. Da aber deren anzahl durch die neue ankommende immer stärker wird, so wissen wir leyder nicht, wie wir solche blooß und leeren händen zu uns kommende leuthe ernähren sollen. Denn die wenigen wohltäter, welche diesen armen leuthen gutes thun, sind lange nicht zulänglich, allen familien hülffliche hand zu biethen, worzu noch dieses kommet, daß, da vielleicht die mehristen draussen wohlhabend und nährhafte leuthe dürfften gewesen seyn, sie allhier gleichsam als bettler ansehen und sich dadurch ihren kummer und nothstand nur um desto größer machen, woraus gar leichtlich, wie es auch der leydige erfahrung giebet, unter denenselben krankheiten und der tod selbsten entstehen muß.

Umb aber der so gestalten miserie gedachter armen leuthe abzuhelffen, haben wir unsere consilia comportouieret und endlichen kein anderes mittel darzu übrig gefunden, als ersuchen e.w.e.g. dienstfreundlichsten, sie belieben, sowohl bei der hochlöblichen Österreichischen regierung nostro nomine memorialiter einzukummen und darinnen das elend dieser emigranten auffs kräfftigste vorzutragen, auch umb ihre hinterbliebenen familien und vermögen zu bitten, als auch bey des grafen Sintzendorff excellenz und anderer hohen orthen, wovon die Österreich und Cärnthische departements dependiren, gründlich und nachdrucksahmste remonstrationes zu machen, damit ihnen durch ablassung ihrer kindert von kummer und durch verabfolgung ihrer güter ihren nothstandt möge gesteuert werden und sie also auß dem äußersten elende in einen nährhaften stand gesetzet werden mögen, damit sie dermahleins zu beförderung des allerhöchsten herrendienstes noch gute getreue unterthanen und contribuenten mögen abgeben können.

E.w.e.g. werden beiwürkung dienstfälligen sollicitation nicht allein an denen emigranten ein gutes werk außüben, sondern uns auch von einer große sorge befreyen.«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

9. Flucht und Exil der Familie Metternich (1848)

Die Tagebuchaufzeichnungen von Metternichs Frau Melanie sind eine der wenigen Quellen, in denen über die Flucht berichtet wird. Über die Ankunft außerhalb von Prag am 23. März 1848 hielt sie Folgendes fest:

(aus: Metternich-Winneburg, Richard (Hg.) (1884), Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. 3. Theil: Aus dem Tagebuche der Fürstin Melanie*, Wien, 6–7)*

»Gegen 5 Uhr Nachmittags am 23. verließen wir den Zug an der letzten Station vor Prag und schlichen, gleich Dieben, in dem kleinen Dorfe umher, bis wir nach unsäglicher Mühe und nur unter dem Schutze des Rittmeisters Bernier endlich dazu gelangten uns Pferde zu verschaffen. Wir wollten in Prag nicht bleiben, sondern ohne Aufenthalt durchfahren. Dazu war der Postmeister nur gegen Bezahlung des dreifachen Rittgeldes zu bewegen, welcher Bedingung wir uns unterwerfen mußten. Rechberg's Diener, der uns in Olmütz treffen und Geld bringen sollte, hatte uns begreiflicherweise verfehlt. Da standen wir nun ohne Geld, ohne Credit einer langen und weiten Reise gegenüber! Nach England, wohin Clemens endlich den Entschluß gefaßt hatte, sich zurückzuziehen, als es ihm klar geworden war, daß er hier zu Lande auf Niemanden mehr zählen könne. […]

Wir ließen uns bis 11 Uhr Nachts im Wagen herumschütteln, also im Ganzen achtundzwanzig Stunden, um nach ermüdender Fahrt in dem abscheulichsten aller Wirthshäuser in einem kleinen Dorfe abzusteigen, wo wir, in unsere Mäntel und Pelze gehüllt, übernachteten. Clemens war ergeben, ja sogar bei guter Laune, was mir half Alles mit Geduld zu ertragen. […] In der Zwischenzeit vor unserer Weiterfahrt hatte ich noch einige Momente des Schreckens zu bestehen. Ich sah nämlich in unserem Gasthause ein Dutzend Studenten, die mittelst Post angekommen waren und nach kurzem Aufenthalt den gleiche Weg wie wir nach Teplitz einschlugen. Unser Reisepaß lautete auf den Namen von Mayern [Hervorhebung i. Orig.]. Es ist begreiflich, daß wir unser Incognito bewahren wollten.«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

10. Ausweisung von Carlo Da Ponte aus Wien (1791/92)

Ein Betroffener der Kontrollen unter Joseph II. war Lorenzo Da Ponte. Nach seiner Ausweisung aus Wien und Venedig erstreckten sich seine Emigrationswege über Paris und London und führten ihn schließlich 1805 in die Vereinigten Staaten von Amerika, wo er 1838 in New York verstarb. In seinen Memoiren hielt Lorenzo Da Ponte über seine Ausweisung aus Wien fest:

(aus: Da Ponte, Carlo (1991), *Mein abenteuerliches Leben*, Zürich, 158 und 159)

»Diese Ausweisung war ein Angriff auf meine Würde und auf meine Ehre. […] Der erste Tag, den ich in dieser Einsamkeit verlebte, war einer der traurigsten meines Lebens; ich sah mich aufgefordert, eine Stadt zu verlassen, in welcher ich elf Jahre unter Ehren und Triumphen gelebt hatte, verlassen von Freunden, denen ich so oft Beweise meiner Hingebung geliefert, verstoßen vom Theater, das nur durch mein Bemühen bestand. […] Mit Tagesanbruch holten sie mich aus meinem Bett und führten mich nach Wien, woselbst mir nach zwei tödlichen, in Ungewißheit verbrachten Stunden, ob man mich in ein Gefängnis werfen würde oder nicht, bedeutet wurde, mich nicht allein aus der Residenzstadt Wien innerhalb vierundzwanzig Stunden, sondern überhaupt aus allen benachbarten Städten zu entfernen.«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

11. Leben im Exil – Georg Forster in Paris (1793)

Am 4. Mai 1793 schrieb Georg Forster an seine Ehefrau Therese über die Einsamkeit seines Exilebensl in Paris.

(aus: Enzensberger, Ulrich (2004), *Georg Forster. Ein Leben in Scherben*, Frankfurt am Main, 261)

»Wie ich heute einsam im Palais Royal auf und ab ging, kamen mir unwillkürlich die Thränen in die Augen, ass ich nun auf mein Zimmer zurückkehren sollte und in der unendlich großen Stadt keinen Menschen hätte, der sich im mindesten um mich bekümmerte, keinen, der Anteil an mir nähme, und dem es nicht völlig gleichgiltig wäre, wenn ich morgen verschwände! […] Ich fühle dies alles jetzt schmerzlicher, weil ich krank bin, in einem traurigen Hotel Garni ohne Bedienung und ohne eines Menschen Theilnahme.«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

12. Brief aus dem Jahr 1850 des politischen US-Emigranten Fritz Anneke aus Milwaukee an seine Mutter Giesler

Ein Teil der politischen Aktivisten der 1848er Revolution verließ Europa und ging nach Nordamerika. Die überlieferten Tagebücher und Briefe dieser Emigranten stellen eine wichtige und interessante Quelle dar und geben Einblick in die vielfältigen, umfangreichen und auch kraftkostenden Migrationen in Europa und Amerika. Fritz Anneke, der gemeinsam mit seiner Frau Mathilde (siehe Quelle 19) auswanderte, schildert in dem hier vorliegenden Brief seinen Verwandten in Europa die Ankunft in den USA und übermittelt den eventuell nachkommenden Verwandten umfangreiche Tipps und Hinweise, um Gefahrenpotentialen in der neuen Umgebung begegnen bzw. ausweichen zu können.

(aus: Wagner Maria (1980), *Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten*, Frankfurt am Main, 77–79)

Milwaukee, am 1. April 1850

»Liebe Mama!

Mit welcher Freude wir Deinen sehr alt gewordenen Brief – er war so lange auf der Reise, weil die Dampfschiffahrt über Bremen unterbrochen war – gelesen haben, wird dir Mathilde geschrieben haben. Die beste Nachricht darin ist die, daß Du nicht allein in diesem Sommer kommen willst, sondern auch die Mittel zu haben denkst, um kommen zu können. Die Seereise wird für die Kinder außerordentlich vorteilhaft sein. Kein besseres Mittel für ihre Krankheit als eine Reise in das hiesige Klima.

Daß es mit unseren Verhältnissen noch nicht so weit steht, wie ihr wohl denken mögt und wie namentlich Johanna meint, wirst Du auch von Mathilde hören. Wir sind nicht und kommen vielleicht auch nicht in längerer Zeit in den Stand, Dich auch nur mit einem Cent zur Reise unterstützen zu können. Auch Carl wird wahrscheinlich keine Mittel dazu haben. Ein Glück deshalb, daß Du sie doch allein zusammenbringen kannst. Ich gebe Dir den unbedingten Rat, alles zu verkaufen, was Du irgendwie entbehren kannst. Auf der langen Reise, besonders hier im Innern von Amerika, leiden die Sachen sehr viel; und dann verursacht viel Gepäck einen entsetzlichen Ballast und ungeheure Kosten, so daß man die verdammten Koffer und Kisten tausendmal verflucht. Die meisten Sachen kauft man hier auch wenigstens so billig und gut wie dort, viele weit billiger und besser. Leinwand ist teuer hier, dafür hat man hier aber sehr schöne, viel festere und wohlfeilere Baumwolle. Vor allem, schleppe nur keinen alten Plunder mit; lieber ins Meer geworfen.

Carl, der, wenn er ganz für sich allein steht, sehr leicht etwas ins Bummeln kommt, habe ich neulich geschrieben, er soll hierher kommen, weil er hier mit uns beisammen sein kann und weil hier Schiffbauernarbeit gut 2–3 Dollar täglich Lohn bringt. Wenn Carl kommt, so lerne ich gleich unter seiner Leitung sein Handwerk. Mit Hilfe von Freunden glaube ich, können wir dann sehr bald etwas Selbständiges anfangen. Findet sich später etwas Besseres für mich, z.B. eine Professurstelle an der Universität zu Madison, nun so kann ich das noch immer nehmen. Du würdest hier, besonders wenn Du eine Kleinigkeit Geld mitbringst, eine Milch-Butter-Eier- und Gemüsewirtschaft anfangen können, womit noch recht viel zu machen ist. Die Kinder können mit Nähen und Sticken und dergleichen Dingen ziemliches Geld verdienen. Kommt meine Schwester Ida, so können sie zusammen schon ein kleines Geschäft anfangen.

Ida nämlich und mein Bruder Karl wollen diesen Sommer wahrscheinlich im Mai auch kommen, wenigstens aber Karl. Johanna schreibt, sie wollte am liebsten per Dampfschiff reisen. Das ist gewiß am besten, aber leider wird es Euch

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

zu teuer sein. Es kostet in der zweiten Kajüte von Europa hierher 80 Dollar oder 110 preußische Taler á Person. Im Zwischendeck eines Segelschiffes kostet es mit Beköstigung nur 30 bis 40 Taler. Ihr fahrt am besten von Bremen aus. Das ist am nächsten und billigsten, und Ihr könnt auch dort mit den Leuten deutsch sprechen. Übrigens ist es sehr nötig, fast das Allernötigste, Englisch zu sprechen; man kann ohne das sehr schlecht in Amerika wegkommen. Auf dem Schiff müßt Ihr noch etwas gute Sachen zum Essen und Trinken mitnehmen, am besten etwas Obst, geräuchertes Rindfleisch, einige Zitronen, Zucker und besonders Bier in Krügen, das größte Labsal auf dem Meere. Zucker und Zitronen sind gut um das Wasser zu verbessern. Auch frische Eier sind sehr angenehm. Euer Bettzeug müßt Ihr im Zwischendeck selbst haben. Es gibt nur leere Lager für je vier Personen, alle neben- und übereinander. Auf den meisten Schiffen kann man für billige Vergütung einen Abschlag haben. Seht zu, daß Ihr den bekommt; besonders wenn Ida mitgeht, mag es leicht sein, für vier einen solchen Raum zu bekommen. Das Schiff müßt Ihr Euch in Bremen selbst aussuchen und vorher inwendig ansehen, besonders daß es rein ist und hinten Luftluken hat im Zwischendeck. Macht nirgend, auch nicht in Amerika Kontakt im Agenten, die alle ihren Profit nehmen. Wendet Euch direkt an die Gesellschaften, denen die Schiffe gehören, oder an die Kapitäns.

Auf dem Meere geht es sehr bunt zu; es ist aber nicht so gefährlich, wie es aussieht. Krank werdet Ihr alle. Das schadet aber nicht, wenn es nicht lange dauert. In New York werden Eure Sachen alle von einem Zöllner durchgesehen. Ihr müßt die Sachen keinen Augenblick aus den Augen lassen, bis Ihr sie im Wirtshaus habt. Bleibt so lange auf dem Schiff, bis Ihr die Sachen bekommen könnt, dann nehmt einen Fuhrmann, solche stehen immer da – das kostet einen halben bis einen Dollar – und geht nach dem Shakespeare Hotel zu Liévre, Ecke von der Douane und William Street (Street d.h. Straße).

Das Geld in Amerika ist: Dollar (die Deutschen sagen Taler) zu hundert Cent. Es ist so viel wie 1 Taler 12 Sch.; ferner halbe Dollar zu 50 und Viertel Dollar zu 25 Cent; kleine Stücke zu 10 und zu 5 Cent, die Deim und halben Deim heißen. Außerdem spanische und mexikanische Münzen, die Schilling heißten und wonach fast immer gerechnet wird. Sie gelten 12 ½ Cent; acht für einen Dollar. Ein halber Schilling gibt sechs Cents und heißt Sixpence. Alte europäische Münzen gelten hier auch; bei den meisten ist aber Verlust. Ein preußischer Taler z.B. gilt nur 66 Cents und sollte eigentlich 72 gelten. Französisches Geld gilt voll, fünf Franken sind 94 Cent, 20 Franken Stück sind drei Dollar 76 Cents. Am besten sind zehn Guldenstücke, gelten gerade vier Dollar. In Acht nehmen muß man sich in Amerika mit dem Papiergeld. Es gibt wenigstens hunderterlei und viel falsches dabei. In New York heißt es besonders: die Augen auf, damit man nicht betrogen und übergefahren wird. New York hat 50.000 Einwohner, sehr viel Spitzbuben und so viel Fuhrwerk, wie ich nie gesehen habe. Man kann leicht übergefahren werden.

Von New York fährt man mit dem Dampfschiff über den Hudson Fluß nach Albany, von da mit der Eisenbahn nach Buffalo, und von Buffalo kann man entweder über alle die großen Seen, wo es viel Stürme und Seekrankheit gibt, per Dampfschiff gleich nach Milwaukie fahren, oder man fährt per Dampfschiff nach Detroit, von da per Eisenbahn nach New Buffalo und dann per Dampfschiff nach Milwaukie. Man hat überall zwei Plätze, der zweite bedeutend wohlfeiler. Auf dem ersten wird es gegen 20 Dollar à Person kosten. Im Sommer, glaube ich, kann man es schon auf dem zweiten aushalten. Man hat im Sommer auch noch eine andere Fahrt, die zum großen Teil über einen Kanal mit Dampfschiff geht. Am besten werdet Ihr Euch recht genau bei Lièvre im Shakespeare Hotel erkundigen. Ich weiß nicht genau, wie die Verbindungen im Sommer sind. Geht nur zu keinem Agenten, um Billets zu bekommen. Für die Eisenbahn nehmt Ihr sie auf dem Bahnhof, auf den Schiffen beim Kapitän. Wo Ihr aussteigt, müßt Ihr gleich für das Gepäck sorgen. Überall sind gleich Fuhrleute zu finden, die für zwei bis vier Schilling fahren. Beim Aussteigen wird gewöhnlich die Überfracht bezahlt, die sehr viel kostet. Fahrt Ihr zweite Klasse, dann ist es wenigstens auf der Eisenbahn gut, Essen und Trinken mitzunehmen. Portionen werden in den amerikanischen Wirtshäusern nicht gegessen. Morgens, mittags und abends gibt es warme Mahlzeiten, morgens mit Kaffee, abends mit Tee. Alles wird von einem Teller gegessen, und alle Speisen werden gleichzeitig aufgetragen.

Der siebte April folgt bald dem ersten. Da ist Dein Geburtstag, welchen wir im künftigen Jahr mit Dir zu feiern hoffen. Herzliche Grüße an die Kinder und etwaige Freunde in Münster, von Deinem Sohn

F. Anneke«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

13. Deportation von Emma Goldmann aus den USA (1919)

Emma Goldmann zählt zu jenen Anarchistinnen und Anarchisten, die aus den USA ausgewiesen wurden. In ihrer Autobiographie beschrieb sie ausführlich die Tage der Deportation im Dezember 1919 auf Ellis Island, wo in den 1880er Jahren die Gebäude der Einwanderungsbehörde errichtet wurden.

(aus: Goldman, Emma (1931), *Living My Life. Volume One*, New York, 714 und 717)

»Saturday, December 20, was a hectic day, with vague indications that it might be our last. We had been assured by the Ellis Island authorities that we were not likely to be sent away before Christmas, certainly not for several days to come. Meanwhile we were photographed, finger-printed, and tabulated like convicted criminals. The day was filled with visits from numerous friends who came individually and in groups. Self-evidently, reporters also did not fail to honor us. Did we know when we were going, and where? […]

Deep snow lay on the ground; the air was cut by a biting wind. A row of armed civilians and soldiers stood along the road to the bank. Dimly the outlines of a barge were visible through the morning mist. One by one the deportees marched, flanked on each side by the uniformed men, curses and threats accompanying the thud of their feed on the frozen ground. When the last men had crossed the gangplank, the girls and I were ordered to follow, officers in front and in back of us.

We were led to a cabin. A large fire roared in the iron stove, filling the air with heat and fumes. We felt suffocating. There was no air nor water. Then came a violent lurch; we were on our way. I looked at my watch. It was 4:20 A.M. on the day of our Lord, December 21, 1919. On the deck above us I could hear the men tramping up and down in the wintry blast. I felt dizzy, visioning a transport of political doomed to Siberia, the étape of former Russian days. Russia of the past rose before me and I saw the revolutionary martyrs being driven into exile. But no, it was New York, it was America, the land of liberty! Through the port-hole I could see the great city receding into the distance, its sky-line of buildings traceable by their rearing heads. It was my beloved city, the metropolis of the New World. It was America, indeed, America repeating the terrible scenes of tsarist Russia! I glanced up – the Statue of Liberty!«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

14. »In-Dienst-Gehen« – Kommentar eines Zeitgenossen (1717)

Die Arbeitswanderung der männlichen und vor allem weiblichen Dienstboten stieß bereits im 18. Jahrhundert auf das Interesse der Zeitgenossen. Im Jahr 1717 erschien – unter dem Pseudonym Marforio – eine Publikation, in der die Land-Stadt-Wanderung der Dienstboten folgendermaßen kommentiert wurde:

(aus: Marforio (1717), *Kurze Beschreibung Des zum theil liederlichen Lebens und Wandels Derer anjetzo in grossen Städten sich befindenden Dienst-Mägde, Als da sind Muhmen, Ammen, Köchinnen, Junge-Mägde, Jungfer- und Kinder-Mägden etc. Denen Herren und Frauen solcher Orten zu genauer Aufsicht, denen Mägden aber selbst zur Besserung statt eines Spielgels vorgestellet. Von Marforio. Gedruckt in diesem Jahr, da ein grosser Wind war*, Leipzig, 4)

»Auf was Art und Weise der meiste Theil der Dienst-Mägde (denn ich sage nicht von allen) sich heut zu Tage in die grossen Städte einschleichen und einnisteln, soll meiner Meynung nach mehr denn zu bekant seyn, wie sie nemlich von denen nahen darum liegenden, auch wohl gar weit entfernten kleinen Städlein, Dörffern und Flecken, (wenn sie ihren Eltern, Herren und Frauen kein gut mehr thun wollen und entlauffen, oder wenn sie wohl gar wegen begangener Leichtfahrt, Diebstahl, oder anderer Sachen halber von einem Orte ausgepeitscht und verwiesen werden) entweder alleine bey Nacht und Nebel bey Thor-schliessens-Zeit sich einzuschleichen, oder in Gesellschaft ihrer Mütter, die öffters nicht besser denn die Töchter, ankommen.«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

15. Zwangsverschleppung von Kindern aus Irland als Arbeitssklaven nach Amerika (1661)

John King war eines von diesen zwangsverschleppten Kindern; 1661 gab er als Zeuge gegen die Schlepper vor dem Essex County Court in Massachusetts zu Protokoll, dass er und andere Kinder

(aus: Smith, Abbot Emerson (1971), *Colonists in Bondage. White Servitude and Convict Labor in America 1607–1776*, New York, 166–167)

»[…] were stollen in Ireland, by some of the English soldiers, in the night out of theyr beds & brought to Mr. Dills ship. where the boate lay ready to receave them, & in the way as they went, some others they tooke with them against their Consents, & brought them aboard the said ship, where there were divers of their Country men, weeping and Crying, because they were stollen from theyr frends, they all declareing the same […] and there they were kept, untill upon a Lords day morning, the Master sett saile, and left some of his water & vessels behind for hast, as I understood […].«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

16. Arbeitsmigration von Kindern im 18. Jahrhundert

Nach Joseph Rohrer, einem Vertreter der deskriptiven Statistik der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wanderten rund 700 Kinder aus dem Imster Landkreis jährlich im Frühling »zum Pferde- Kühe- Schaafe- Ziegen- Schweine- und Gänsehüten nach Schwaben«:

(aus: Rohrer, Jospeh (1796), Uiber die Tiroler. E. Beytrag zur oesterreichischen Völkerkunde, Wien, 49)

»Sobald der Bube in einigen Gerichten des Imster Kreises nur laufen kann, so muß er sich es auch schon gefallen lassen, außer seinem Mutterland Nahrung und Verdienst zu suchen. Man kann die Anzahl der Knaben, welche alljährlich im Frühling vom siebenten Jahre ihres Alters bis zum siebzehnten aus den Pfarreyen Delfs, Nasereit, Imst, Lermes, Reuti, Vils, Tannheim zum Pferde- Kühe- Schaafe- Ziegen- Schweine- und Gänsehüten nach Schwaben ziehen, zuverlässig auf 700 angeben.«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

17. Arbeitsmigration von Kindern im 19. Jahrhundert

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts organisierte die österreichische Zentralstelle für Kinderschutz und Jugendfürsorge mehrere Enqueten, bei denen politische und gewerkschaftliche Vertreter sowie Lehrer die Themen Kinderarbeit, Kinderschutz und Jugendfürsorge diskutierten. Der Einsatz von Kindern für landwirtschaftliche Arbeiten wurde dabei von den Experten keineswegs negativ sondern eher positiv als »Erziehung zur Arbeit« gesehen.

Zentralstelle für Kinderschutz und Jugendfürsorge in Wien (1913b) (Hg.), *Protokoll über die Verhandlungen des Zweiten Österreichischen Kinderschutzkongresses in Salzburg, 4. bis 6. September 1913, Band II*, Salzburg, 42–44)

»Die landwirtschaftlichen Arbeiten stellen eine gesunde Betätigung, eine kräftigende Arbeitsleistung unserer Jugend dar, der wohl nur in den allerseltensten Fällen eine nachteilige Wirkung für die Gesundheit vorgeworfen werden kann. (Zustimmung und Widerspruch.) […] Wenn wir aber unsere Kinder zu leichten häuslichen Arbeiten verwenden, so liegt dies in der Natur der Sache, weil wir sie nämlich einerseits zu tüchtigen Bauersleuten erziehen wollen und müssen und andererseits, weil uns die entsprechenden Arbeitskräfte eben längst fehlen. Wenn Sie darüber nachdenken, mit welchem Menschenmaterial der Bauer heute arbeiten muß, so kommen Sie zu dem Schlusse, daß ihm Greise, Krüppel und jenes inferiore Menschenmaterial geblieben ist, das man landläufig als »Todel« bezeichnet. […] Wir müssen unsere Kinder zur Arbeit erziehen, weil wir dadurch allein den entsprechenden Nachwuchs finden, nachdem […] den Rahm der Milch längst die Industrie und das Gewerbe für sich in Anspruch genommen hat. (Rufe: Sehr richtig!) Und je mehr die Naturalwirtschaft in der Landwirtschaft zur Geldwirtschaft übergeht, desto mehr werden wir der Kinderarbeit bedürfen und alle Arbeitskräfte um uns versammeln, müssen, um den Kampf gegen die anderen Stände wirkungsvoll aufzunehmen.«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

18. Arbeitsmigration in Zeiten von politischen Umbrüchen (1918)

Ein Beispiel für die oben beschriebene Situation ist der in Niederösterreich lebende Karl Schulter. Geboren 1918 in Ödenburg/Sopron (Ungarn), kam Schulter als Zwölfjähriger in das südöstliche Niederösterreich, um hier bei einem Bauern in Dienst zu gehen. Über seine Arbeitsmigration und die Konsequenzen aufgrund der Zweiteilung Europas nach dem Zweiten Weltkrieg berichtet Karl Schulter in einem oral-history*-Interview:*

(aus: Hagenhofer, Johann/Dressel, Gert (2008) (Hg.), *Lebensspuren. Erlebte Zeitgeschichte im Land der tausend Hügel*, Lichtenegg, 83–84)

»Ende Juni 1930 bin ich nach sechs Jahren aus der Schule gekommen. Am 3. Juli hat mich mein älterer Bruder, der schon in Österreich war, geholt. Mit zwölf Jahren bin ich also von den Eltern weggekommen. Über die Grenze bin ich illegal. Mein Bruder hat mich in Ungarn geholt. Es war Sonntag zu Mittag, er ist gekommen, und dann sind wir aufgebrochen, am Abend waren wir in Schattendorf. In Loipersbach war die Grenze. Wenn man da drübergekommen ist, war's erledigt. Ich bin illegal eingewandert, ich habe keine Papiere gehabt. Man hat aber gewusst, wo man durchkommt.

Mein Bruder war Knecht. Er hat mich dann zu dem Bauern auf Hochegg, nach Himberg gebracht. Da war ich sieben Wochen. Aber dort ist es mir nicht gut gegangen. Erstens hab ich fürchterliches Heimweh, zweitens hab ich furchtbare Angst gehabt. Wir haben in einem alten Feldkasten geschlafen; wenn der Knecht nicht da war, hab ich nicht schlafen können. Ich bin so lange auf der Stiege gesessen, bis er gekommen ist. Da hab ich mehr Schläge gekriegt als Essen.

Zum Handler [*ein anderer Bauer, SH*] bin ich dann am 6. oder 8. September gekommen. Zuerst war ich ein Halterbua. Da ist es mir herrlich gegangen. Ich war komplett unterernährt, ein Bettnässer und alles. Das ist beim Handler oben alles auskuriert worden. Heroben ist es mir gut gegangen. Die haben mich richtig aufgepapperlt. Das ist dann meine zweite Heimat geworden. Nur die zwei Jahre Volksschule, die noch gewesen wären, die wär ich gerne noch gegangen. Aber es hat sich ja niemand darum geschert.

Meine Geschwister sind in Ungarn geblieben. Erst nach fünfzig Jahren haben wir wieder Kontakt gehabt.«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

19. Briefe der US-Emigrantin Mathilde Franziska Anneke aus Milwaukee an ihre Freundin Franziska Hammacher (1850) und ihren Ehemann Fritz Anneke (1860)

Gemeinsam mit ihrem Ehemann, Fritz Anneke, und den Kindern wanderte die politische Aktivistin und Frauenrechtlerin Mathilde Franziska Anneke im Oktober nach mehreren Migrationsstationen in Europa nach Nordamerika aus. Das Leben in den USA war abermals von zahlreichen Umzügen, Vortragsreisen quer über den Kontinent, von permanenten Geldnöten, Konflikten innerhalb der deutschen Emigranten, langen Trennungen vom Partner, von Krankheiten und dem Tod einiger Kinder begleitet. Dem Großteil der Zeit war Mathilde Anneke allein für die Erziehung und Versorgung der Kinder und die Finanzierung der Familie zuständig. In ihren Briefen an Verwandte und Freundinnen schildert sie sowohl die vielfach »unsäglichen Strapazen«, aber auch die positiven und schönen Seiten ihres »neuen« Lebens auf dem amerikanischen Kontinent.

(aus: Wagner, Maria (Hg.), *Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten*, Frankfurt am Main 1980, 79–82).

(a)

Brief aus dem Jahr 1850 der US-Emigrantin Mathilde Franziska Anneke aus Milwaukee an ihre Freundin Franziska Hammacher

Milwaukee, den 3. April 1850

»Meine geliebte Franziska!

Heute ist mein Geburtstag, ein Tag, den Du mir immer so lieblich gefeiert hast – Ob Du meiner wohl gedenkst in dieser Stunde? Es ist noch früh am Morgen; mein großer und mein kleiner Fritz, meine Fanny und mein deutsches Liesbethchen haben mich eben mit all ihrer Liebe erfreut und geschmückt; und nun komme ich zu Dir. Ich glaube, wir begegnen uns auf den Wellen des stürmischen Ozeans, warum sollten wir nicht – die Ferne, die zwischen uns liegt, die endlose Tiefe, die sich dehnt unter diesen nassen Pfaden, sie hindert uns ebenso wenig als die kurze Wegstrecke der sandigen Heide Westfalens, um zueinander zu kommen.

Als ich heute früh aus meinem Schlafzimmerchen ins Wohnzimmer trat, stand der kleine reizende Fritz mit seinem blonden Lockenköpfchen, einem lächelnden Gesichtchen, wie ein kleiner Festesherold auf dem Tische, hielt in seinem linken Händchen einen gemalten Kranz von Rosen und Vergißmeinnicht mit ausgestrecktem Arm mir entgegen und rief, »Mamas Burtstag«. Er stand zwischen den kleinen niedlichen Angebinden meiner Lieben, der Vater zur Rechten, die beiden andern zu Linken, und bildete so den Mittelpunkt eines lebendigen Tableaus. Der Papa hatte dem kleinen Engel seine Rolle gut einstudiert.

Da hast Du einmal wieder den Ausdruck unseres glücklichen Familienlebens, das wir lange entbehrt hatten. Nach Landflucht, Schlachtenpathos und Meeresgebraus wieder einmal dies sinnige Stilleben; weißt, oder ahnst du, wie das wohl tut? Ich habe Dir nicht geschrieben, mein Herz, mein teures Engelsherz, glaubst Du darum ich habe Dich einen Tag vergessen? Weißt Du nicht, welche Harmonie meiner Seele gehören muß, um zu Dir aus der ganzen Fülle reden zu

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

können? Ich hatte an niemand, nur an meine arme alte Mutter geschrieben. Ihr bekümmertes Herz mußte beruhigt werden, das war meine Kindespflicht. Dich wollte ich nur mit den heitersten, aber auch mit den echtesten Farben der Wahrheit erfreuen. Ich schwieg daher. Kannst Du mir verzeihen, daß ich mit der Brust voll Heimweh schwieg? Daß wir mit dem Leben das diesseitige Gestade erreicht, das wurde Dir bekannt; die törichten Zeitungsnachrichten waren diesmal, wie sie immer sind, Blendwerk.

In New York hatten wir bei unserer Ankunft ein allerdings freundliches Willkommen. Es boten sich uns von allen Seiten Mittel und Weg dar, zu einer brillanten Stellung zu gelangen. Ich hätte durch die Verwirklichung meiner Pläne enormes Geld verdienen können. Allein die Anerbiten, die mir (nachdem meine *Memoiren aus dem badisch-pfälzischen Feldzuge* im Manuskript gelesen worden waren) von einigen literarischen Notabilitäten bei literarischen Unternehmungen gemacht wurden, sicherten uns unsere Zukunft. Nun erst die Aussichten, die sich Fritz boten! Der hatte nun aber leider auf die Macht seines Vetters im Westen gebaut, der glaubte durch niemand anders sein Glück finden zu können. Ich äußerte meinen sehr großen Zweifel an ein so Ungewisses und folgte dem definitiven Ruf per Telegramm nur mit trübem Vorgefühl und mit Verzichtleistung all meiner Aussichten. Wie sehr wir uns nach einer furchtbar beschwerlichen Reise von neun Tagen von New York hierher getäuscht sahen in dem, was uns der Vetter zu bieten hatte, sei es nun an Lebensplänen oder an eigener Liebenswürdigkeit der Person, davon will ich schweigen. Kurz, der Winter, Erkrankungen in Folge der Reise, Mißmutigkeit über verfehlte Hoffnungen usw. ließen uns kein Mittel ergreifen, dem traurigen Aufenthalt im Hause Horn zu Cedarburg ein Ende zu machen. Jetzt, nachdem die Sonne einmal wieder die amerikanische Flur im Westen beglänzte, brachen wir mit Hilfe meines Freundes Geisberg, dem es hier so sehr glücklich ergeht, aus unserem Versteck auf und zogen hieher in die bedeutendste Stadt des Westens, Milaukie.

Es gefällt uns hier nun recht gut, um so mehr da wir ein sahen, daß man nur eine Arbeit zu beginnen braucht, um glücklich existieren zu können. Dazu sind die staatlichen Einrichtungen so vortrefflich, um jedem Menschen das zu gewähren, was ihm zu seiner menschlichen Entwicklung not tut. Der Unterschied der Stände fällt hier ganz fort. Die Bildung ist im allgemeinen auf einer viel höheren Stufe wie in Deutschland, allein die feinere Bildung, die wahrhafte Ästhetik, die ist nicht zu finden. Ein näheres Anschließen an die Menschen hier würde mir, so glaube ich jetzt, schwer werden. Drum habe ich denn auch keine einzige Freundin – und ich sehne mich immer nur nach Einer, die nun so fern, so fern ist. Ach, wenn es dem Friede wirklich ernst wäre, nach all den vergeblichen Kämpfen in Deutschland, eine andere Heimat zu suchen, wie bald würde es ihm gelingen, sich ein glänzendes Los zu schaffen. Kommt Ihr alle hieher, machen wir uns vereint (d.h. jeder verfolgt in ungebundener Freiheit seine eigenen Lebenspläne) diese wunderschöne Fremde zur Heimat, so will ich Deutschland mit seinen Herrlichkeiten, sowie mit seinem Geschick vergessen, will mich niemals wieder in dies liebliche Land, das so viel Elend dennoch trägt, sehnen. Aber kommt Ihr nicht, laßt Ihr uns allein, allein, so hoffe ich mit jedem Morgenstrahl auf die Erhebung meines Vaterlandes, das mich wieder aufnehmen soll.

Was ich beginne, fragst Du? Nun, ich erziehe und pflege meine Kinder, stehe mit Hilfe eines guten Mädchens meiner sehr einfachen Haushaltung vor, die, so nebenbei gesagt, hier nicht die Hälfte Arbeit erfordert durch so viele gewerbsmäßige Einrichtungen o.ä. – und schreibe. Viele Anforderungen sind an mich ergangen zur Mitwirkung an verschiedenen Journalen und Zeitungen, allein der Erwerb ist, wenn man nicht unmittelbar an dem Unternehmen hier beteiligt ist, sehr gering. Vielleicht werde ich der Aufforderung Amalie Struwes, einer lieben Freundin von mir, Folge leisten und den von hier herausgegebenen Frauenalmanach mit Beiträgen unterstützen. Sie hat mir verschiedene Themata aufgegeben, welche ich schreiben soll, aber die Zeit ist mir zu philosophisch, Abhandlungen zu kurz, und dann nimmt mich auch das Studium zu einer Vorlesung, die ich in acht Tagen in einer hiesigen Kirche halten soll (erschreck nicht, die Kirchen sind hier nichts anderes als Meeting Häuser, schöne, prächtige, geheizte und brilliant erleuchtete Hallen) zu sehr in Anspruch. Ich habe hier keine große Freude daran, wie ich es z.B. in New York hatte. Einesteils kann hier die Einnahme nur ein 1/16tel sein, und andererseits kann ein glückliches Auftreten hier mir für die nächste Zukunft nichts nutzen. Von New York aus wäre ich gleich nach Boston, Philadelphia etc. gegangen. Von dort aus waren alle die respektablsten Blätter, die im ganzen Land gelesen werden, bereit, mich zu empfehlen. Hier ist es nur ein augenblicklicher Erwerb, nichts als Erwerb.

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

Ich beabsichtige Dir in New York. gleich nach meinem ersten erfolgreichen Auftreten zu schreiben, Du solltest zuerst davon gehört haben. Als nun aber alles so zunichte ward, da solltest Du auch nichts hören … Wie verständig ist es von Fritz Kapp, daß er nach New York ziehen soll, dort ist für einen intelligenten Menschen alles zu beginnen…«

(b)

Brief aus dem Jahr 1860 von Mathilde Franziska Anneke an ihren Ehemann Fritz Anneke

*(*aus: Wagner, Maria (Hg.), *Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten*, Frankfurt am Main 1980, 118–119).

Milwaukee, am 31. März 1860

»Mein lieber Fritz;

Es ist heute der letzte März. Die ersten Frühlingslüftchen und einige recht warme Sonnenstrahlen beeilen sich, uns annehmen zu machen, daß der Winter vorüber ist. Die letzte Woche mahnte er uns noch ernstlich an sein Dasein…

Booth sitzt immer noch in einer schmachwürdigen Gefangenschaft. Er darf seit acht Tagen keinen Menschen mehr sehen. Mary und ich haben nur bei verriegelter Tür zur Schadenfreude seiner Wächter, gesprochen. Alle Schriften sind ihm entzogen, kein Buch, selbst die Bibel, kein Papier, keine Tinte, nichts ist ihm erlaubt. Vor seinem Fenster sind eiserne Gitter angebracht und die eisernen Fesseln sind ebenfalls geschmiedet, mit denen er auf das Vereinige Staatenschiff »Erie« gebracht werden soll. Kein englisches Blatt, kein *Atlas* nimmt sich des Gefangenen an. Die Elenden können das bißchen persönlichen Haß nicht abstreichen oder sind froh, seiner entledigt zu sein. *New York Independent* nur läßt über ihn erscheinen, was es eben über ihn erfahren kann. *Free Democrat* brachte nur acht Tage seine »Stimme aus der Bastei«, die Maria und ich herausgeschmuggelt hatten. Ein derbes Wort an das Volk von Wisconsin, das den Beschützer des Sklavenfanggesetzes auf seinen höchsten Richterstuhl gesetzt hat. Nach dieser Veröffentlichung trat die äußerst brutale Behandlung ein. Das Wort »Staatsrechte« vor einem Jahr bei der Wahl auf alle Fahnen geschrieben, ist heute »not the question«. Mr. Schurz, der honorable, macht in fashionabler Politik, läßt sich antoasten und bewundern, seinen geistreichen Sarkasmus belächeln und unterstützt die herrschende Opinion vor dem fugitive slave law…

Man wollte heute einen Befreiungsversuch unternehmen, allein Booth' eigener Wunsch, die letzte Nacht auf sehr geheime Weise in unser Privatmeeting gelangt ist, geht dahin, bis Donnerstag die Attacke aufzuschieben. Es ist hier in dem Loch doch zu viel Plebs. Gemeiner Plebs aber sind fast alle die deutschen Kreaturen ohne Ausnahme. Da findet man nichts mehr von Gesinnung, Freiheitsbewußtsein oder auch nur Rechtsbewußtsein. Die Stadtwahlen sind vor der Tür. Die Kandidaten werfen mit Tausendern um sich, das Volk säuft um die Wette den Herren Besten (deutsche Bierbrauer, d. Verf.) die Keller leer. Das ist eine Wirtschaft, die weder anzusehen noch anzuhören ist. Dann diese Schimpfereien, diese systematischen Schlechtmachereien in den Lumpenblättern. Oh, Gott, ich wollte, ich wäre in der Schweiz…«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

(c)

M.F. Anneke berichtete beispielsweise ihrem Mann, der wie so oft politisch im Land unterwegs war, in einem Brief am 15. Juli 1859 aus Milwaukee »über kleine Geldverlegenheiten«:

(aus: Wagner Maria (1980), *Mathilde Franziska Anneke in Selbstzeugnissen und Dokumenten*, Frankfurt am Main, 102)

»Meine kleine Geldverlegenheit währte nicht lange, denn Lexow, dem ich für die Spalte 1 ½ gefordert hatte, schickte mir [für] ›Frauenbilder‹ 25.87 und für 4 Korrespondenzen à 2 ½ 10$, also im ganzen 35.87$. Ich kaufte Percy gleich ein Paar neuer Stiefel, Hertha ein Käppchen und sagte, dass Papa das geschickt hätte; zahlte meine Postbox, kaufte mir einen Sommerhut, einen recht kühnen breitrandigen, schwarzen Strohhut, und kaufte zwei Flaschen Wein nebst Backwerk, und wir tranken in Limonade Deiner Erinnerung (sic!).«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

20. Migration der Männer und Erwerbstätigkeit der Frauen (*female breadwinner*) im 19. Jahrhundert

Bevor Andreas Scheu 1874 seine Emigration ins Exil nach London antrat, besuchte er noch kurz seine Frau in Westungarn und hielt darüber fest:

(aus: Scheu, Andreas (1923), *Umsturzkeime. Erlebnisse eines Kämpfers*, Wien, 2 Bände, hier Bd. 2, 166)

»Vorerst aber wollte ich mich noch über den wirtschaftlichen und moralischen Zustand meiner Familie vergewissern. Ich reiste daher nach St. Gotthard in Ungarn, einem Marktflecken des Ödenburger Komitats mit sprachlich gemischter Bevölkerung. Ich fand dort meine Frau in einem Bauernhäuschen, wo sie eine Spiel- und Arbeitsschule errichtet hatte für Mädchen, die der deutschen Sprache mächtig waren oder werden wollten. Sie hatte Fröbels Kindergartensystem in Anwendung, und die anderthalb Dutzend Kinder in ihrer Obhut zeigten ganz hübsche Fortschritte in körperlichen Freiübungen, Singen, Flechten, in Näh- und Strickarbeiten. Meine drei Mädchen waren anscheinend wohl und zufrieden, und die Mutter, obgleich sich verschlagen und einsam fühlend, hatte sich über keinen erdrückenden Mangel zu beklagen, da der Ertrag der Schule abwarf, was sie materiell zu einem einfachen Leben benötigte.«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

21. Bericht von Ernst Violand über die Binnenmigration in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Habsburgermonarchie

Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts war in den meisten europäischen Staaten von massiven Binnenmigrationen geprägt. Über die Gründe und Auswirkungen der Land-Stadt-Migration in der Habsburgermonarchie setzte sich in sozialkritischer Weise in den 1840er Jahren der Jurist Ernst Violand in Wien auseinander.

(aus: Häusler, Wolfgang (Hg.) (1984), Ernst Violand. *Die soziale Geschichte der Revolution in Österreich 1848*, Wien, 69–71)

»Wer Österreich oberflächlich durchreiste, dürfte vielleicht kaum begreifen können, wie denn daselbst ein Proletariat habe entstehen können; denn es ist ja, wie man sagt, ein Agrikulturstaat, besitzt einen Überfluß an herrlichen, fruchtbaren Gegenden, welche noch immer der pflegenden Hand des Menschen warten, und erfreut sich eines großen Reichtums der mannigfachsten Naturprodukte. Aber es wird vollkommen klar, wenn man bedenkt, wie schädlich das Untertänigkeitsverhältnis wirkte, wie es jede Verbesserung der Agrikultur verhinderte, wie nur der älteste Sohn der Familie im Bauernbesitz folgte und höchstens noch ein zweiter sich als Knecht im Lande fortzubringen vermochte und wie die gesellschaftliche Ordnung des Privilegiums alles Naturgemäße notwendigerweise verkehrte …

Der Ausgangspunkt, der Herd des Proletariats war Böhmen, denn es hatte besonders viel mit Not und Elend zu kämpfen. Die Herrschaften, größtenteils Fideikomisse und alle in Händen des Adels, sind zwar ungemein reich, das Land ist fruchtbar, hat ergiebige Bergwerke, Mineralquellen, von welches sogar das Wasser weit und breit in Handel kommt, es gibt daselbst, namentlich im Königgrätzer und Leitmeritzer Kreise, sehr, sehr viele Fabriken, weit mehr als in anderen Provinzen, auch überschwemmten die Böhmen fast alle Ämter, und die einträglichsten Posten wurden wegen ihres listigen, schmiegsamen Wesens fast ausschließlich nur ihnen zuteil, aber der Bauernstand war dort mehr als sonst überall mit Robot, Zehent u. dgl. auf beispiellose Weise gedrückt, derart, daß dort viele Bauern, ja man kann sagen alle – bloß von Kartoffeln lebten. Die Armut des böhmischen Bauers und das Elend der Riesengebirgsbewohner übersteigt jede Vorstellung. Die Kinder der Landleute konnten demnach von ihnen nicht ernährt werden, und die große Anzahl der sich sonach zu allen möglichen Diensten Anmeldungen drückte den Lohn fast auf Null herab, und es wurde unmöglich, für sie in ihrem Vaterland hinlänglichen Erwerb zu finden. Sie zogen demnach in die Fremde.

Deshalb fand man auch in allen Provinzen eine Unzahl böhmischer Dienstboten, deshalb überschwemmten sie alle Fabriken Österreichs, deshalb waren sie zu Tausenden bei allen Eisenbahnarbeiten, und deshalb zogen sie scharenweise in der ganzen weiten Monarchie als Deichgräber oder Musikanten und zur Zeit der Ernst als Schnitter herum. Und wenn die Kartoffeln schlecht gediehen, was namentlich in den letzten Jahren der Fall war, wo die Kartoffelkrankheit viele Frucht ungenießbar machte, so starben in Böhmen, namentlich im Riesengebirge und in den Fabriksgegenden, Tausende am Hungertyphus, während die böhmischen Kavaliere, wie die Schwarzenbergs, Kolowrats, die Lobkowitze und mehrere andere, im Überflusse schwelgten und diejenigen, welche die herrlichen malerischen Badeörter Böhmens besucht hatten, nicht genug von dem Reichtum und den Naturschönheiten und den poetischen Sagen dieses reizenden Landes erzählen und hiemit ihre Phantasie ergötzen konnten.

Ganze Vorstädte, wie Thury, Lichtenthal, Altlerchenfeld, Strozzischer Grund, Margarethen, Hundsthurm, Neue Wieden, Fünf- und Sechshaus, wimmelten von ausgehungerten, zerlumpten Arbeitern, und abends erfüllten die unglücklichen Mädchen der Fabriken in dem jungendlichsten, selbst Kindesalter die Glacien (16) und den Stadtgraben, um

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

für einige Groschen jeden dienstbar zu sein. Im Jahre 1845 oder 1846 zogen sie sogar mit jungen Fabriksarbeitern, den sogenannten Kappelbuben, welche auf die Annäherung der Polizei zu achten hatten, in den Straßen der Inneren Stadt herum und scheuten sich nicht, zur größeren Bequemlichkeit ihres horizontalen Nebengewerbes, Bänke und Polster mit sich zu nehmen. Auch nächtliche Anfälle und Beraubungen auf den Glacien kamen damals fast täglich vor. Der Regierungsrat Baron Buffa, derselbe, welcher unlängst den originellen Antrag stellte, die Aula (17) dem Erdboden gleichzumachen, um jede Erinnerung an das Jahr 1848 zu verwischen, soll zu jener Zeit bei sehr empfindlicher Kälte am Minoritenplatz ganz nackt ausgezogen worden sein ….«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

22. Grenzziehung nach politischen Umbrüchen in multiethnischen Gebieten (1919)

Am 20. Januar 1919 besuchte der amerikanische Oberstleutnant Sherman Miles, der Mitarbeiter der Coolidge Mission, die bei den Friedensverhandlungen in Paris/St. Germain beteiligt war, die Südoststeiermark, das Gebiet um Radkersburg, wo es zu einer neuen Grenzziehung und Abtretung von Gebieten an Jugoslawien kommen sollte. Über die Schwierigkeit der Grenzfindung in dieser deutsch- und slowenischsprachigen Region, die wirtschaftlich über Jahrhunderte eng verbunden war, berichtete er:

(aus: Drescher, Bettina/Stocker, Karl/Vreča, Beatrix (1999), *Museum im alten Zeughaus Bad Radkersburg*, Bad Radkersburg, 132–133)

»A curious phenomenon of this borderland between the Slavs and the Germans is that names mean nothing. In one town I visited the man representing the Slav side had a distinctly German name, and the German representative had an equally good Slav name. The two peoples so fade into each other that it is difficult to say what constitutes nationality. Language is not test, for they are mostly polyglot. There is nothing about the personal appearance of the people or the build of their towns that proves one contention or the other. German signboards in the towns are always carefully pointed out as proofs of German nationality, but it is impossible to say how much of this is due to the Germanising influence of the schools under the Austrian Empire.«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

23. Plakat »Don't fraternize« – Fraternisierungsverbot 1945

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde den US-Soldaten der Kontakt mit der deutschen bzw. österreichischen Bevölkerung (vor allem mit Frauen!) durch das von Präsident Eisenhower erlassene Fraternisierungsverbot untersagt. Im Dezember 1946 wurde dieses Verbot vom amerikanischen Kongress aufgehoben und US-Soldaten durften deutsche/österreichische Staatsangehörige heiraten.

(aus: Weiß, Florian (2005), *Es begann mit einem Kuß. Deutsch-Alliierte Beziehungen nach 1945,* hrsg. vom Alliierten-Museum, Berlin, 13)

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

24. Heiratsmigration von Österreich nach Großbritannien (1947)

Frau Elfriede S., geboren 1926 in Frohnleiten in der Steiermark, heiratete im Februar 1947 den britischen Besatzungssoldaten Brian K. Im Mai 1947 konnte sie ihrem Ehemann in einem Truppentransportzug nach England folgen. Über ihre Begegnung am Bahnhof Victoria Station in London und die Schwierigkeit, ihren Ehemann – nunmehr ohne Uniform und in Zivilkleidung – wiederzuerkennen, berichtete sie in einem oral history*-Interview:*

(aus: Möslinger, Judith (2010), *Heiratsmigration von Österreicherinnen nach Großbritannien nach 1945*, Diplomarbeit (ungedr.), Salzburg, Interview mit Elfriede S., Zeile 127–144)

»Und anfangs Mai war ich, war es dann bewilligt, dass i halt nach England komm, ned, als, als ah, englisch, also ah, wie sagt man schnell? Als Engländerin halt, ned. Und da war ich in einem Transportzug, mit anderen Mädchen, die was halt dort g´heiratet haben und äh, auch englische Frauen und Soldaten. Des war so ein Trupptransport, und wir warn a verpflegt aufn Zug und dann in, auf dem Schiff. Und dann, vom Schiff nach Victoria in London mit dem Zug. Und dort san wir, dort haben uns müssen die Männer abholen, also unsere husbands, ned. Und i hab aber mein Mann nie gsehn, in, in, in civil clothes. I hab in nur gsehn in Uniform, ned. Und i hab gwusst, er hat, er hat glasses. Aber I mean, du schaust ja ganz anders aus, wennst in civil bist. Und da warn so viele Männer dort, ned, alles in civil clothes. Und so viele Frauen, also Mädchen halt, vom Zug kommen. Und i hab mir denkt, mein Gott, wo ist einer, a jack black hair and horn ring glasses. Und i hab mir gedacht, mein Gott wo is der. Jetzt siach I dort einen ned. Und I wave like this and then he came from this direction (lacht). I waved to another man. That was really funny. (…) You know, when you see a person in one year, all the time. I mean we hardly knew each other a year and then he suddenly stand in front of you with. I mean it would be just like that if you suddenly would wear a uniform. You would be difficult to recognize. (…) I felt ashamed, that I didn't recognize him. You know. When you are young you, you think of so many things, you know. I was worried in case he, you know, because he could see me, waving to this man. And, and then he came from the other direction (lacht). I thought, god, he probably thought, you know what a women is this (lacht).«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

25. Heiratsmigration von Großbritannien in die USA (1951)

Sheila D., geboren in Doncaster in England, lebte während des Krieges in London und Paris, wo sie als Tänzerin in Nachtklubs arbeitete. Ihren Mann lernte sie in einer Bar in Paris kennen. Sie heirateten 1951 und verbrachten zunächst einige Zeit in Paris:

(aus: Schmidlechner, Karin M./Miller, James W. (Hg.) (2003), *Die Liebe war stärker als das Heimweh: Heiratsmigration in die USA nach 1945*, Graz, 85)

»So we went back to Paris. He was stationed at the American Embassy there then. So we had a wonderful time there. We went to two balls in the embassy for the Marine Corps birthday, which the Marine Corps hosted, so that was nice. And, oh, Paris, was wonderful. We had a house out in the suburbs in Bougival on the River Seine near the Palace of Versailles, a beautiful house that he already was sharing with two other Marines. It was an estate. The lady who owned it, Madame Jeannette Davis, had exclusive lingerie shops in London, Paris and New York before the war. And she had this big house – oh it was magnificent!«

Die Ankunft auf der Farm ihres Mannes in Arkansas war für Sheila D. ein »culture shock«:

»My husband had bought his parents a farm, and I'd never been on a farm. And we went there, but you probably needed an Indian guide and a hatchet just to get through to that place, it seemed to me. They had some cows, but I really was not an animal fan. (…) It was a culture shock like truly you would not believe. It realls was. My husband just didn't know what it was.

They didn't have an indoor bathroom. And I wasn't about to go where those critters were out there in that yard. And my in-laws resented me, because apparently they thought my husband was going to marry another young lady from England, Arkansas. (…)

When I got there, I unpacked my trunk. And these were Southern Baptists. And the first thing I took out was some liqueur in a bottle I had bought, and it had three compartments and it was beautiful. And I brought it out. My mother-in-law stared at it, and my father-in-law said, you can put that away. I said ›But I brought it for you.‹ But he said, ›We don't do that.‹ And then the next thing I did, I was unpacking some clothes and I brought out a swimsuit. That went back the same. Oh, it was just unbelievable. It was such a culture shock. It truly was, because I had come from Paris and London, and we had had indoor plumbing, everything, from before the day I was born. I just couldn't understand this, and it was just too much.«

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

26. Polen in Großbritannien im Jahr 2011

(zu Seite 190 im Buch)

Die Auswanderung der polnischen Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg erfuhr bereits anfangs der 1980er Jahre durch die politischen Erhebungen einen ersten Höhepunkt. Ziele der Emigration waren vor allem Deutschland, Österreich und die USA. Dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes folgten abermals sowohl eine transatlantische Emigration wie auch eine breite Arbeitsmigration zunächst nach Mitteleuropa und zunehmend dann in die Westeuropäischen Länder, wie Frankreich und vor allem Großbritannien. Vor allem gut ausgebildete junge Männer und Frauen sowie handwerklich hochqualifizierte (männliche) Fachkräfte verließen das Land, um einer besser bezahlten Erwerbstätigkeit in Mittel- oder Westeuropa nachzugehen. Nicht alle jedoch konnten Fuß fassen und leben mittlerweile am Rande der Armutsgrenze, wie dem folgenden Internet-Zeitungsbericht zu entnehmen ist.

(Puhl, Jan (2011), »When the Polish Plumber Fails. Group Rescues Stranded Immigrants«, abgerufen von http://www.spiegel.de/international/europe/0,1518,779230,00.html (1.11.2022))

»Hundreds of thousands of Poles have traveled to Britain in recent years hoping to make their fortunes. But some struggle to get by and land on the street. A homeless aid group from their own country is searching for them in parks and alleys, helping to send them back home.

One by one, the lights go out in the Swiss Re Tower, the conical building jokingly known among Londoners as the »Gherkin.« The insurance agents and lawyers, ties loosened, stand around in front of upscale pubs in the City of London, London's financial district, pints in hand. Janusz Smura weaves his way through the tipsy crowd, where the wafting smell of alcohol is at once tantalizing and frightening.

Smura turns right into Rose Alley, which despite its appealing name is narrow, pitch black and full of garbage, not even wide enough for two people to walk side by side. If the bankers on the main street come here at all, it's only to urinate, as the alley's smell attests. Smura peers behind a dumpster. »No one there, just a bed,« he says, indicating a couple pieces of cardboard spread out on the ground.

A bit further along, in a small park with a fountain in Bishopsgate, Smura ducks behind the bushes and once again finds cardboard spread all around. Here, a figure in a sleeping bag sits up, mumbles a few words of greeting in Polish, then sinks back to the ground.

Smura is well known among the City of London's homeless, since he patrols the area twice each day, checking all the nooks and crannies between the office towers. He's a social worker sent to London by Barka, a Polish organization that helps the homeless. His job is to seek out Eastern Europeans who have fallen on hard times and try to convince them leave the streets and alcohol abuse to go back home to Poland or Lithuania or Hungary. He's here to sweep up the flotsam of globalization.

Hahn, Historische Migrationsforschung,
Reihe Historische Einführungen, Band 11,
ISBN 978-3-593-51187-0

Too Proud to Return Home

When the European Union expanded its borders eastward in 2004, over half a million people came to Great Britain from Poland alone, hoping to start a new life and make quick money. They were welcomed as »Polish plumbers« – cheap laborers – and easily found work.

But not all of them found success. Many lost their footing, then their jobs and their apartments. No one knows precisely how many Eastern Europeans are stuck here in the limbo of Great Britain's streets, but experts estimate that up to one-fifth of London's homeless come from Poland. »They don't dare go back home, having failed like this,« Smura explains.

It often takes weeks, he says, before he can convince his clients to get back in touch with family back home and make the return journey. »The most important thing is to establish trust,« he says.

The Polish social worker knows well how to deal with alcoholics, since he once counted among their ranks. It was, in fact, Barka social workers who picked Smura himself up off the streets of Poznan, Poland, and convinced him to get sober. Now he does the same for others. »I can use my own experience to help other people,« Smura says, his grin revealing ruined teeth.

Smura's boss Ewa Sadowska, 29, is a woman with short, platinum blonde hair. She lives together with former homeless people in a small house that serves as Barka's London headquarters, in the borough of Hammersmith and Fulham. Her office is decorated with pictures of Pope John Paul II.

Swallowed by the City

Barka has had between five and 10 social workers active in London since 2007. By that time it had become clear that many Eastern European immigrants were living homeless in Great Britain. They would gather at 4 a.m. to read offers for undocumented work posted on a wall in Hammersmith, a site they called the »Wailing Wall.«

»Many of them moved to England with no idea what they were doing, and had a rough landing, « Sadowska says. Hammersmith was soon known as the slum of hard-luck immigrants. A member of the borough council came across Barka's website and sent out a call for help. The council hired the Polish social workers soon after.

To date, the organization has gotten 1,400 immigrants off the streets and back home. »The British weren't familiar with our form of social work at all, « Sadowska says. London's social services, very much following the Anglo-Saxon model, offer homeless individuals nothing more than a place to sleep and something to eat, leaving it up to the homeless themselves to figure out how to get back on their feet.

Smura makes one last round of the empty streets and comes across three Romanians, who greet him with a slap on the back. They're returning home tomorrow, a trip Smura arranged. The men had spent weeks sleeping in abandoned buildings and searching in vain for work. Now, they'd rather go back to »Transylvania, « as they say, than stay here and be swallowed up by the behemoth that is London.

Thus a particularly good day in the second incarnation of Janusz Smura's life draws to a close, with the rescue of three young men from a life on the streets, from violence, drugs and alcohol. Far too often, these stories don't have such a happy ending. »We're working here on the border between life and death,« Smura says.«

Translated from German by Ella Ornstein